

Unverkäufliche Leseprobe



Janet Frame
Ein Engel an meiner Tafel
Eine Autobiographie

Aus dem Englischen und mit einem
Nachwort von Lilian Faschinger
288 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-63955-5

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/10282814>

ERSTER TEIL

Verzweiflungstricks

Prospero: Mein wackrer Geist! –
Wer war so fest, so standhaft, dem der Aufruhr
Nicht die Vernunft verwirrte?

Ariel: Keine Seele,
Die nicht ein Fieber, gleich dem Tollen, fühlte
Und Streiche der Verzweiflung übte.

Shakespeare, *Der Sturm*, 1. Akt, 2. Szene

I

Der Stein

Die Zukunft legt sich wie ein Gewicht auf die Vergangenheit. Das Gewicht auf den frühesten Jahren ist leichter abzutragen, sodass diese Zeit zurückfedern kann wie Gras, das niedergedrückt war. Die Jahre, die auf die Kindheit folgen, werden angeschweißt an ihre Zukunft, schwer wie Stein, und oftmals kann die Zeit darunter nicht zurückfedern und weiterwachsen wie frisches Gras: sie liegt da in neuer Gestalt, ihr Grün ausgeblutet, mit diesen zarten, blutlosen Sprossen einer anderen, unvertrauten Zeit, die eine verwoben mit der anderen unter dem Stein.

Garden Terrace Nummer 4, Dunedin

Der sonntags verkehrende Bummelzug, ein Güterzug mit einem Waggon für Reisende an seinem Ende, brauchte sieben Stunden für die einhundertfünfundzwanzig Kilometer von Oamaru nach Dunedin, blieb an jedem Bahnhof stehen, wartete mindestens eine halbe Stunde bei den Gummibäumen in Waianakarua, bis der Mittagsexpress auf seinem Weg nach Norden vorbeigerast war, kroch an den von wilden Wicken umsäumten Bedarfshaltestellen vorüber. In den vielen Sümpfen entlang der Strecke wuchsen dunkelblaue Sumpfschwertlilien mit blass weißblauem, gelb gesprenkeltem Inneren. Wir blieben in Hampden stehen, wohin wir jedes Jahr zum Eisenbahn-Picknick gefahren waren; kurz vor der Viehsperre an der Lagune mit ihrer schattenhaften Masse schwarzer Schwäne waren wir aus dem Zug gestiegen und querfeldein mit Taschen und Decken hinunter zum Picknickplatz am Strand mit seinem «Strandklo» gewandert, einem Plumpsklo, dessen fleckiger Holzsitz in der Mitte geborsten war und dessen Betonboden nach Salz roch und von schmutzigen Pfützen und hier und da von einem Spritzer Möwenkot bedeckt war, so als ob auch die Möwen die Umkleidehütte als Klo benützten. Ich blickte hinaus auf Hampden und die schwarzen Schwäne und die Lagune, voller Erinnerungen, erschaffen aus der Vergangenheit, so wie sich eine Honig sammelnde Biene ihre eigenen süßen Bauten erschafft, und dachte an das Meer und an den Strand mit seinen Muscheln und an das Klo mit

seinem nassen Boden; und an die Gratis-Himbeerlimonade in der Bahn.

Dann kreiste der Zug auf seine merkwürdige Weise die Stadt Palmerston ein, wobei das steinerne Denkmal auf dem Hügel auftauchte, verschwand und von Neuem auftauchte und die wenigen Leute im Waggon plötzlich aufstanden und mit interessiertem Blick die Fenster öffneten, denn in Palmerston gab es «Erfrischungen», doch der Mittagsexpress hatte hier gehalten und war wieder weitergefahren, nachdem seine Fahrgäste sich wie die Heuschrecken durch das Angebot an Schinkensandwiches und süßen Brötchen und heißen Pasteten hindurchgefressen und nur die «Stängel» für die des Personenzuges übriggelassen hatten, welche nun, wie alle Reisenden in Palmerston, Hunger und Durst hatten.

Die Hügel um Palmerston waren von der Sonne und vom Feuer verbrannt, mit einzelnen abgestorbenen Bäumen in einer Schlucht oder auf einem Abhang und mitunter einer Ansammlung von Bäumen, manche seit langem verdorrt, andere ganz kahl mit nur einer dünnen Schicht glänzender Blätter. Mehr Bäume tauchten auf, während sich der Zug *Seacliff* näherte, und wieder kam Bewegung in den Waggon, sobald die Fahrgäste *Seacliff*, den Bahnhof, und *Seacliff*, das Krankenhaus, bemerkten, die Irrenanstalt, die kurz zu sehen war, wie eine Burg aus dunklem Stein zwischen den Hügeln.

Der Zug fuhr in den Bahnhof ein. Ja, die Verrückten waren da; alle blickten hinaus zu den Verrückten, die in Oamaru bekannt waren als die, die «die Strecke runter», und in Dunedin als die, die «die Strecke rauf» geschickt worden waren. Oft war es schwer zu sagen, wer die Verrückten waren. Ein paar Leute stiegen hier aus – das waren wohl die Verwandten, die einen Besuch machten. In unserer Familie gab es keine

Verrückten, obwohl uns Leute bekannt waren, die «die Strecke runter» geschickt worden waren, aber wir wussten nicht, wie sie aussahen, nur dass sie einen komischen Blick hatten und sich womöglich mit einem Brotmesser oder einer Axt auf einen stürzten.

Mich ängstigte die Aussicht auf das Leben in einer großen Stadt wie Dunedin zu sehr, als dass ich dem Bahnhof von Seacliff viel Beachtung geschenkt hätte. Nun wand sich der Zug um die steilen Klippen herum, und man sah hinunter auf die Feriensiedlungen in Waitati, Karitane, wo die «Gruppe» aus der Schule ihre «Häuschen» am Meer hatte und wo die Mummys und Daddys und großen und kleinen Brüder und Schwestern der feinen Welt mit ihrem Strand und ihren Booten und der Sonne und den Ferienvergnügungen ein Leben voll Spaß hatten.

Der Zug quietschte, ächzte, kroch dahin, schaukelte hin und her, und das Meer lag weit unten, ruhig und grau, leicht gekräuselt und glänzend wie ein Robbenfell. Dann der Tunnel, Mihiwaka, und die Fahrgäste husteten, schlossen und öffneten und schlossen die Fenster, der Waggon war von Rauch erfüllt; nach dem Tunnel dann das unvermeidliche Gefühl der Ankunft: Port Chalmers, Ravensbourne, Sawyers Bay; der Hafen und der Bahnhof von Dunedin, ein riesiger, dampfender, lauter Ort, nicht so gedrängt voll bei der Ankunft des Güterzuges am späten Nachmittag wie bei der des Invercargill- oder Lyttleton-Expresszuges, aber dennoch furchteinflößend und ehrfurchtgebietend: Ich war allein in meiner ersten Großstadt. In meinem Kopf tauchten drohend und verschwommen Weltstadtfiktionen auf, und Dunedin war eine von ihnen. Ich dachte an die «dunklen satanischen Mühlen», an Menschen, «eingesperrt wie Eichhörnchen»; an Feuers-

brünste und Pestepidemien und Zwangsrekrutierungen; und obwohl ich willens war, dem Beispiel der Schriftsteller zu folgen und die neue Stadt letztendlich zu «lieben», so, wie Charles Dickens, Hazlitt und Lamb ihr London geliebt hatten, konnte ich zunächst nur an die Einsamkeit denken, an die Armut, die ich zweifellos vorfinden würde, und daran, dass das Leben in der Großstadt mich vielleicht zerstören würde –

In unserer Jugend sind wir Dichter voller Frohsinn;
Doch schließlich enden wir verzweifelt und im Wahnsinn.

Ich, die ich kaum den Kinderschuhen entwachsen war und Wordsworths «Ahnungen der Unsterblichkeit» auswendig kannte, hatte die Drohung darin ernst genommen –

Sehr bald wird deine Seele ihre irdische Bürde tragen,
Wird die Gewohnheit auf dir lasten mit einem Gewicht,
So schwer wie Frost, und tief, fast wie das Leben!

– in der Gewissheit, dass diese Drohung sich in einer Großstadt bewahrheiten würde: in Dunedin. Mein einziger Trost an jenem schrecklichen ersten Tag war die Aussicht auf mein neues Zuhause bei Tante Isy und Onkel George – Garden Terrace 4, ein lichterfüllter Ort mit einem terrassenförmig angelegten Garten mit Blick über die Buchten der Halbinsel und einem Zimmer mit dem gleichen Ausblick, mit hellen Krettonnevorhängen, einer dazu passenden Bettdecke und Bettwäsche wie für eine Prinzessin. Und ich würde die Pädagogische Hochschule und in meiner Freizeit die Universität besuchen und die Leute mit meiner Fantasie beeindrucken; alle würden in mir eine echte Dichterin sehen. Die prakti-

schen Details eines Dichterlebens waren mir noch nicht ganz klar, da es selbst für meine Fantasie zu viel war, den Übergang von der Fantasie zur Realität zu vollziehen – alle Dichter, mit denen ich mich beschäftigt hatte, waren beruhigenderweise tot, seit so langer Zeit, in so weit entfernten Ländern; doch auch wenn ich meine eigene Lebensform noch nicht gefunden hatte, waren es die Dichter, die mir auf meiner ersten Reise weg von zu Hause und von meiner Familie Gesellschaft leisteten.

Mein Wissen über Tante Isy und Onkel George war begrenzt. Wie die meisten Verwandten und Erwachsenen betrachtete ich sie als «Respekt einflößend», als Menschen, die in einer völlig anderen Welt lebten, der anzugehören ich mir nicht vorstellen konnte – eine Welt des ständigen Redens über das Tun und Treiben unzähliger Verwandter und Bekannter, über Namen und Orte, alles ausgesprochen mit der Sicherheit der Besitzenden, dem Wissen, dass jeder sich an dem ihm bestimmten, richtigen Platz befand, und wenn nicht, dann gab es Fragen und Gerüchte, ebenso zahlreich wie die vorhergehende Zustimmung. Mir war Tante Isy nur als die ehemalige Tänzerin auf den alten Fotografien der beiden schönen Schwestern Isabella und Polly bekannt, die Schottenröcke trugen und denen das schwarze Haar in seidigen Strähnen bis auf die Hüften fiel; als die Tante, die Myrtle, Dads erstes Kind, auf allen Fotos, auf denen Mutter nicht abgebildet war, auf dem Arm hielt, sodass wir fragten: «Mum, war Myrtle Tante Isys Baby? Warum bist nicht du mit Myrtle fotografiert worden?»; als die nette Tante, die jedes Jahr zu Weihnachten ein Paket schickte und so in der Woche vor Weihnachten Anlass zu der besorgten Äußerung gab: «Das Paket ist noch nicht da!»; und neuerdings betrachtete ich Tante Isy als jemanden, der einen

Tantengeruch nach Mottenkugeln und Stoff verströmte und dunkle Farben trug und noch immer dort arbeitete, wo sie ihr Leben lang gearbeitet hatte, in der Roslyn-Fabrik, jetzt als Aufseherin; und die immer noch mit hoher Stimme sagte: «Lottie, Lottie, Middlemarch, Middlemarch.» Und ihren Ehemann, Onkel George, stellte ich mir als einen blassen Mann in einem grauen Mantel vor; ich glaube, er war Handelsreisender.

Dunedin war halb verborgen im Nieselregen. Vom Bahnhof bis zur Carroll Street, einer Straße auf halber Höhe eines Hügels, war es nur eine kurze Fahrt mit dem Taxi, und da war auch schon Garden Terrace, und die Nummer vier, das vierte kleine Ziegelhaus in einer aneinandergebauten Gruppe von sechs Häusern, deren Hinter- und Vordertüren über zwei enge, von der Carroll Street abzweigende Gässchen erreichbar waren. Überall waren Ziegel- und Betongebäude, hohe Schornsteine, die hintereinander in den Himmel ragten, graue Straßen, ein Bild, wie ich es in meiner Vorstellung von einer Großstadt im Geiste schon gesehen hatte. Irgendwo weiter östlich war das Meer, das mich treu vom Königreich Oamaru bis hierher begleitet hatte.

Tante Isy (nach Tante riechend) umarmte mich an der Tür. Sie roch nach ganzen Schränken voller Kleider aus Stoffen wie Voile, Jerseyseide, Serge, Crêpe-de-Chine.

«Ach Jean, wir freuen uns so, dass du bei uns wohnst. Wir sind alle so stolz darauf, dass du Lehrerin wirst. Wenn die Auszeichnungen in der Schule verliehen werden, suchen wir in der Zeitung immer nach deinem Namen; auch nach den anderen Mädchen. Was für eine gescheite Familie!»

Ich stand da und lächelte mein schüchternes Lächeln mit leicht zusammengepressten Lippen, weil meine Vorderzähne

sich mittlerweile im letzten Stadium des Verfalls befanden, da die Krankenkasse nach der Grundschule nicht mehr für Zahnbehandlungen aufkam und meine Familie nicht das Geld hatte, einen Zahnarzt zu bezahlen.

Tante Isys Schwägerinnen Molly und Elsie, die nebenan auf Nummer fünf wohnten und mir als Tante Molly (die Radiotante) und Tante Elsie bekannt waren, kamen, um mich zu begrüßen.

«Das ist also Jean, und du willst Lehrerin werden?»

«Ja.»

Das Haus war wie ein großes Puppenhaus, mit einer winzigen Spülküche mit einem Ausgussbecken gleich neben der Hintertür, einem Wohn-Ess-Zimmer daneben, das «Zimmerchen» genannt wurde und von einem schmalen Korridor abging, sowie einem weiteren etwas größeren Zimmer, der «guten Stube» gleich neben der Vordertür. Im ersten Stock gab es zwei Schlafzimmer, beide klein. Das Badezimmer war unten in der Waschküche, in die man von der Spülküche aus gelangte.

«Dein Zimmer ist hier oben», sagte Tante Isy, «am oberen Ende der Treppe.»

Als wir die Treppe hinaufgingen, wandte sie sich nach rechts zu dem Zimmer, in dem sie und Onkel George schliefen.

«Onkel George ist im Bett», erklärte sie. «Möchtest du ihm guten Tag sagen?»

Ich wusste, dass Onkel George Krebs hatte. Ich stellte mich ans Fußende des Bettes.

«George, Jean möchte dir guten Tag sagen.»

«Guten Tag, Onkel George.»

«Du bist also die, die Lehrerin werden willst?»

Mir fiel die graue Blässe seines Gesichts mit der weich aussehenden Haut auf, wie tote Haut, und ich fragte mich, was für ein schrecklicher Anblick sich unter der Bettwäsche verbarg. Es roch fettig nach Lanolin, und auf dem Toilettentisch lag eine Reihe blauweißer leerer Lanolintuben, einige davon ausgedrückt und aufgerollt. Da ich auf sexuellem Gebiet ebenso neugierig wie unwissend war, fragte ich mich, ob das Lanolin etwas «damit» zu tun hatte, und ich fragte mich, ob Tante Isy und Onkel George «es miteinander machten».

Vielleicht konnte man nicht, wenn man Krebs hatte?

«Er verbringt jetzt die meiste Zeit im Bett», sagte Tante Isy, während wir hinuntergingen, um Tee zu trinken.

Später saß ich auf meinem Bett in meinem winzigen Zimmer und blickte hinaus über Ziegelwände und Gebäude mit hohen Schornsteinen, so weit das Auge reichte. Wenn ich mich aus dem Fenster beugte, konnte ich innerhalb des Gartentors, das zum Gässchen führte, den kleinen Garten sehen, in dem Geranien blühten, die ich bisher nicht als Großstadtblumen betrachtet hatte; sie waren staubig, und ihr flammend roter Samt war mit Ruß bedeckt. Als mir bewusst wurde, dass ich allein in meiner ersten grauen Großstadt war, empfand ich ein Gefühl der Vorfreude und Erregung; dann wich diese Erregung allmählich der Angst. So war es also, Auge in Auge mit der Zukunft – ich war allein, hatte niemanden, mit dem ich reden konnte, fürchtete mich vor der Stadt und vor der Pädagogischen Hochschule und vor dem Unterrichten und musste so tun, als wäre ich nicht allein, als gäbe es viele Leute, mit denen ich reden konnte, als fühlte ich mich in Dunedin zu Hause und als hätte ich mich mein ganzes Leben nach dem Unterrichten gesehnt.

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de